

## **MÄNNERLEBEN UND GLAUBE**

Als aus dem Gott der Väter der Gott der Priester und Mütter wurde

Markus Hofer

Männerleben und Glaube – über ein völlig unerforschtes Thema zu schreiben hat seinen Reiz. Man kann ein paar Breschen schlagen, die eine oder andere Perspektive eröffnen und sich persönliche Reminiszenzen erlauben; und man(n) darf sich irren.

Es gab eine Zeit, da wurde noch von der Religion der Väter geredet. Das galt nicht nur, weil man sich noch ausdrücklich auf die alten Gründerväter berief, sondern weil tatsächlich die Väter im religiösen Kontext eine große Rolle spielten. Im eigenen Haus war er eine Art Zeremonienmeister, im religiösen Leben der Gemeinde hatte er etwas zu sagen, viele religiöse Vorschriften wandten sich vor allem an die Männer und die Weitergabe des Glaubens war eine spezifisch väterliche Aufgabe. In der Nacht des Auszugs aus Ägypten wurden nicht nur die männlichen Erstgeborenen der Ägypter getötet, sondern auch auf israelitischer Seite hatten die Männer einiges zu tun. Da wurde geschlachtet, gebraten und gebruzelt. Vermutlich haben das ungesäuerte Brot die Frauen gebacken. Es ist eine Form von Hausliturgie, in der noch etwas los ist: die Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand wird gemeinsam gegessen und getrunken, hastig zwar und zuvor waren noch die Türpfosten mit Blut zu bestreichen. Man spürt, dass da Männer am Werk waren und die jungen Söhne waren vermutlich stolz auf ihre Väter. Keine Rede ist da von einem Hauskreis, in dem sich alle tief in die Augen schauen und anschließend ihre Gefühle mitteilen. Da wird gehandelt und getan, mit großem Gesten und im Auftrag des Herrn. Die Männer sind dabei, im Element möchte man fast sagen, sie haben eine tragende Rolle. Man kann das als patriarchales Gehabe abtun, aber zumindest kamen die Väter damals noch vor, hatten noch eine Aufgabe, eine Rolle, eine Funktion.

Wie sehr hat sich doch dieses Bild verkehrt. Dabei hält sich hartnäckig das Diktum von der katholischen Kirche als Männerkirche. Wo sind dann aber die Männer in der angeblichen Männerkirche? Am ehesten findet man sie noch in diversen Pfarrräten, in denen es um Bauen und Geld geht. Ein verhängnisvoller Irrtum schleicht sich da ein. Die Kirche ist im Grunde eine von Frauen getragene und von Männern in Frauenkleidern geleitete Institution. Kein Mann glaubt, dass er in der Kirche eine besondere Macht hätte, nur weil der Priester ein Mann ist. Männer haben auch nicht unbedingt das Gefühl, dass im Priester einer von ihnen da oben steht. Wir leben in einer Klerikerkirche, aber nicht in einer Männerkirche. Natürlich sind alle wichtigen Positionen von Priestern, von zölibatären Männern besetzt, doch ist es verhängnisvoll zu glauben, dass das „die Männer“ wären. Das Verhängnis bekommen Männer heute deutlich zu spüren oder, besser gesagt, sie bekommen eben gar nichts mehr zu spüren. Die Männer sind der blinde Fleck der Kirche, über die wird nicht einmal nachgedacht!

Nach einem längeren Gespräch bekannte ein altgedienter Pfarrer: „Jetzt bin ich schon so lange in der Seelsorge und habe schon über so viel nachgedacht, aber ich habe mir noch nie Gedanken über die Männer

gemacht. Die sind einfach eben da oder nicht da.“ Zu einem entsprechenden diözesanen Studientag meldeten sich zwar etwa zwanzig kirchlich engagierte Männer, aber kein einziger Priester war freiwillig dabei. Sicher ist das nicht nur Desinteresse, sondern schwingen dabei unter der Decke auch alle möglichen diffusen Ängste mit. Und dann kommt noch eine engagierte und pfarrlich sehr bemühte Frau und fragt allen Ernstes, was sie in der Pfarre anstellen sollen, damit sie für die Firmvorbereitung mehr „männliche Tischmütter“ bekommen. So schaut es aus mit der angeblichen Männerkirche. Irgendwann wurde aus der Religion der Väter die Religion der Priester und Mütter.

Schon sehr früh wurde die Hauskirche institutionalisiert und die tragende Rolle der Familienväter professionalisiert. Schon im Tempel zu Jerusalem schlachteten bereits Priester die Paschalämmer, die dann unter die Wallfahrerguppen verteilt wurden. Mit dem zölibatären Priestertum, das ursprünglich aus ganz pragmatischen Gründen eingeführt wurde, tut sich noch einmal ein Graben auf. Mit der Frömmigkeit einher geht die schleichende Entwertung der Sexualität. Noch im Konzil von Trient betonte die Kirche den höheren Wert der Jungfräulichkeit gegenüber dem Ehestand und die besondere Bedeutung der Mutterschaft. Nach den Priestern, Mönchen und Nonnen kamen die Mütter und erst mit einigem Abstand die Männer. Nur kinderlose Frauen, die nicht jungfräulich lebten, rangierten noch darunter. Die kirchliche Beichtpraxis behandelte Männer lange als sexuelle Triebwesen, denen der männliche Beichtvater zwar ein gewisses joviales Verständnis entgegenbrachte, solange er sein Tun nur regelmäßig beichtete. War kein Kinderwunsch mehr vorhanden, war die Frau entschuldigt, wenn sie dem Mann im Rahmen der ehelichen Pflichten seinen unbändigen Trieb zu stillen gefügig war. Er musste aber wieder beichten gehen, was dann zunehmend immer weniger taten.

Männer ziehen sich sehr schnell zurück oder gehen zumindest auf eine gesunde Distanz, wenn sie sich nicht ganz Ernst genommen fühlen, wenn eine umfassend männliche Perspektive keinen Platz hat, oder wenn sie nur abgewertet werden. Der Priester und die frommen Frauen sind oft eine zu starke Allianz, eine für Männer fast bedrohliche Phalanx. Unter der Gottesanbeterin fürchten sie in jeder Beziehung aufgefressen zu werden – darum auch die sichere Distanz, der gesunde Abstand, der geschützte Platz hinter der Säule oder in den letzten Kirchenbänken.

Ein weiteres einschneidendes Ereignis – historische Untersuchungen wären hier einmal interessant – war die beginnende Industrialisierung. Bei den Bauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden der vorindustriellen Zeit waren Beruf und Familienleben noch beieinander. Mann und Frau teilten sich die vielfältigsten Aufgaben. Erst mit der Industrialisierung wird eine konsequente Aufgabenteilung notwendig. Der Vater ist jetzt der, der morgens aus dem Haus geht und abends meist müde heim kommt. Seine Bedeutung in der Familie schrumpft zusehends und neben der Kindererziehung wird auch der Bereich der religiösen Erziehung an die Mütter delegiert. Hier beginnt es, dass Religion zunehmend zur angeblichen „Frauensache“ wird.

In den letzten Jahrzehnten war die männliche Sozialisation mehr denn je in den Händen der Mütter (zu Hause) und Frauen (Kindergarten, Volksschule).

Männliche Vorbilder im religiösen Bereich fehlten dabei besonders. Gelingt jedoch die notwendige Ablöse von der Mutter nicht und fehlen die männlichen Vorbilder, kann der Junge keine reife Männlichkeit entwickeln. In seiner Not und Orientierungslosigkeit glaubt er, Männlichkeit sei das Gegenteil dessen, was die Mama macht und verhält sich dann auch so. Wenn also die Mama religiös ist und in die Kirche geht, glaubt der Junge das ablegen zu müssen, um ja als männlich und nicht als ‚weibisch‘ zu gelten. Je mehr die Kirche dann noch ihre eigene ‚Mütterlichkeit‘ an die Fahnen heftet („Man kann nicht Gott zum Vater haben, ohne die Kirche zur Mutter zu haben. Aus ihrem Schoß sind wir geboren, von ihrer Milch werden wir ernährt, durch ihren Geist werden wir beseelt.“ Cyprian), dann kann es Männern schon zu viel werden. Dabei hätte gerade der Blick auf den Vater sein heilsames. Es stellt sich fast die Frage, ob Mutter Kirche nicht manchmal gar den Söhnen den Blick auf Vater Gott verbaut?

Bei Muttersöhnen geht die Liebe zum Kind oft nicht über den Partner, sondern direkt zum Kind. Die Söhne nehmen dann eine Rolle als Partnerersatz ein. Dies ist aber eine Rolle, in der sie sich immer als unvollständig erleben und eigentlich immer klein und abhängig bleiben (und sich deshalb oft auch so aufplustern müssen). Die Selbstwertproblematik der Männer hat viel mit den Erfahrungen mit der Mutter zu tun. In diesen Teppich hinein verwoben sind immer auch Gefühle von Ausgeliefertsein, Abhängigkeit und Schuld. Letztlich hat der Muttersohn nur die Wahl zwischen der Abkehr von der Mutter (= Sünde) und der Rückkehr in die abhängig und unfrei machende Beziehung zur Mutter (Wie konntest du mir so etwas antun?). Die Frage drängt sich auf, ob nicht auch die Mutter Kirche in ihrem Verhalten oft dieses Muttersohn-Schema spielt. Ein klarer (männlicher?) Umgang mit Sünde und Schuld (Fehler - Einsicht - Geständnis - Buße - vorbei) macht letztlich frei, führt zurück zur eigenen Handlungskompetenz. Anhaltende Schuldgefühle sind das Gegenteil davon, sie machen klein, unfrei, ohnmächtig und abhängig. Die radikale Abnabelung von einer solchen Mutter kann sogar ein wichtiger Schritt zum Mannsein bedeuten. Männern geht es mehr um eine Herausforderung im Glauben als um ein Wohlfühlen im Schoß der Mutter Kirche.

Die Kirche ist heute geprägt vom beziehungsorientierten, gefühlsbetonten Zugang der Frauen und dem männlich-rationalisierenden Zugang der Theologie. Vielleicht wird darum nicht mehr geschlachtet, gebraten und gebruzelt. „Es tut sich“ nicht mehr so viel und manches scheint den Männern heute sehr gehübscht und gesoftet. Die weichen Eigenschaften des liebenden Christen stehen derart im Vordergrund, dass alles Wilde oder Kriegerische und damit manches Männliche von vorne herein als sündhaft gilt. Aus dem radikalen und fordernden Christus wurde der gute Freund, die Frau mit Bart. Doch Christus hat den Menschen nicht nur die Füße, sondern auch den Kopf gewaschen! Aus dem „mysterium fascinosum et tremendum“ wurde letzteres nicht selten eliminiert, das Erschreckende und Unheimliche, die alltägliche Erfahrung von Grenzen und Ungenügen. Vielleicht ist es ein Merkmal männlicher Spiritualität, dass diese beiden Pole zueinander fruchtbar in Spannung stehen. Das Erschreckende des Glaubens, das tremendum, widersteht jeder Form gehübschter Frömmigkeit.

Auf die Frage, ob er mit seinen Kindern anders bete als seine Frau, meinte ein Vater nach langem Nachdenken: „Also wenn, so mache ich es vielleicht

mit mehr Pathos, mehr Ritual, mit mehr großer Geste.“ Damit hat er einen Grundzug männlicher Religiosität auf den Punkt gebracht. Sie ist sicher wortkarger, aber auch archaischer, erdiger vielleicht, mehr ins Handeln orientiert, zweifellos ritualisierter und sicher auch pathetischer – eigentlich lauter Dinge, die man sich heute kaum mehr auszusprechen traut. Im Gegenzug erinnern mich manche gestaltpädagogischen Gottesdienste schon fast an „Taxi Orange“, alles ist so nett und kuschelig und gefühlvoll, mit lieben Symbolen und hübschen Liedern und trotzdem bringt es in mir nichts Großes zum Schwingen. „Ich halte diese Hallelujaschlümpfe nicht mehr aus“, meinte einmal ein Mann.

Es geht hier nicht um Lösungen und schon gar nicht um Rezepte, sondern viel mehr darum, Fragen aufzuwerfen und die Männer überhaupt wieder in den Blick zu kriegen. Es wäre schon schön, wenn wir überhaupt beginnen würden, über Männer nachzudenken – und das ist sicher nicht (in erster Linie) die Aufgabe der Frauen. Die Männer selber sollten sich langsam auf die Socken machen! Denn der Glaube, dass hinter ihnen noch einmal ein größerer Vater steht, der sie liebt, kann Männer entlasten und befreien. Der Glaube an einen noch Größeren kann sie vor männlichem Größenwahn bewahren und zu wahrer männlicher Größe führen.

(erschieden in: meditation 27 (2001) 2, S 10-13)  
© Markus Hofer